

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 24/2 (1997)

DOI: 10.11588/fr.1997.2.60886

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.



che in Frankreich des 16. Jahrhunderts hingewiesen hat und die U. Gleixner nun auch für den deutschen Raum und eine spätere Epoche nachweisen konnte.

Die somit tatsächlich hochgradig »konstruierten« Aussagen in den Gerichtsakten (die zudem noch im Hinblick auf die Urteilsfindung transformiert und im Zuge des Protokollierens gestrafft, gekürzt und damit z.T. auch »verfälscht« wurden, wie die Verf. ebenfalls an einigen Beispielen augenfällig macht) lassen insofern auch direkte Rückschlüsse auf sittliches und sexuelles (Fehl-)Verhalten nicht zu, weshalb sich nicht zuletzt die in der Forschung bislang vorherrschende Vorstellung von der armen ledigen Kindsmörderin, die verführt wurde und aus Verzweiflung ihr Neugeborenes tötete, so nicht halten läßt, wie die Verf. weiter zeigen kann. Vielmehr wurde dieses Bild durch die Art der Prozeßführung, aber auch schon im Vorfeld des Prozesses durch dörfliche Konfliktlösungsstrategien (oder deren Scheitern) gewissermaßen gezielt hergestellt. Unehelichkeit war in der dörflichen Gesellschaft im 18. Jahrhundert nicht nur weiter verbreitet als bisher angenommen, sondern auch weitgehend akzeptiert – sofern es sich dabei um voreheliche (nicht aber um außereheliche) Beziehungen unter Statusgleichen handelte. Nur bei Messalliancen, aber auch dort, wo sich (was in Preußen häufig vorkam) Fremde bzw. Soldaten ihrer Verantwortung entzogen, oder aber, wo Frauen sich nicht an durchaus bestehende geschlechtsspezifische Verhaltensgrenzen hielten, konnte oder wollte die dörfliche Gemeinschaft nicht mehr vermitteln. Hier kam dann das obrigkeitliche Gericht ins Spiel – das im übrigen nicht nur für die Bestrafung »Unzüchtiger« eintrat, sondern auch für die Versorgung bzw. Alimentierung der unehelich Geborenen wie vor allem der »Ehre« ihrer Mütter funktionalisiert und akzeptiert wurde.

Insofern ist aus den Ergebnissen der vorliegenden Studie auch eine weitere zentrale Vorstellung der Frühneuzeitforschung, das mit der »Sittenzucht« eng zusammenhängende Theorem von der Sozialdisziplinierung, erneut infrage zu stellen. Wenn es auch deutliche Divergenzen zwischen den obrigkeitlichen Moralvorstellungen und Normen einerseits und denen der dörflichen Kultur andererseits gab, so waren doch die Dörflerinnen und Dörfler diesen obrigkeitlichen Vorstellungen nicht hilflos ausgeliefert – vielmehr diente die Prozeßpraxis beiden Seiten zur Aufrechterhaltung ihrer jeweiligen Vorstellungen und Normen. Wenn in diesem Zusammenhang denn wirklich von »Opfern« die Rede sein sollte, dann sind dies höchstens die jungen angeklagten Frauen gewesen, die nicht nur einer durch Aggressivität charakterisierten männlichen Sexualität ausgesetzt waren, sondern auch überproportional die Kosten der unehelichen Mutterschaft materiell und ideell, mit Leib und Ehre gewissermaßen, zu tragen hatten.

Claudia OPITZ, Basel

Christian Graf VON KROCKOW, Die preußischen Brüder. Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen, Stuttgart (DVA) 1996, 223 S.

Prinz Heinrich von Preußen ist eine bislang eher vernachlässigte Gestalt der deutschen und europäischen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Umso größere Aufmerksamkeit verdient daher das nunmehr vom bekannten Publizisten Christian Graf von Krockow vorgelegte Werk, das den Prinzen und seinen älteren Bruder Friedrich den Großen in Form eines vergleichenden Lebensbildes vorstellt und, durch die anerkanntermaßen schriftstellerischen Qualitäten des Autors, auch einem breiten Publikum näherzubringen imstande ist.

Das erste Kapitel beschäftigt sich in einer Art Prolog mit der Gestalt des Soldatenkönigs und der Entstehung des klassischen Preußen. Der Autor sieht dabei die Stärkung des preußischen Staates in seiner Gesamtheit als Leitlinie der Regierung Friedrich Wilhelms I. an und erkennt in einer Verbindung von Calvinismus und Pietismus mit den Erfahrungen des damaligen Kronprinzen in den Niederlanden die zentralen Motive der dahin gehenden Politik. In Form einer Revolution von oben sei der traditionelle höfische Absolutismus



Friedrichs I. durch eine genuin preußische Spielart, einem bürgerlich-autokratischen Absolutismus, abgelöst worden. Der strikte Sparkurs und die Versuche des Staates, den einzelnen Untertanen zur Tugend, d.h. vor allem zu Leistungsbereitschaft und Pflichterfüllung zu erziehen, dienten der in den Augen des Königs aufgrund der gefährdeten Lage Preußens unbedingt notwendigen Konzentration auf das Wesentliche.

Im Rahmen dieser gewaltigen geistigen Umwälzung sei auch die Erziehung des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich (II.) zu betrachten, der sich Graf von Krockow im 2. Kapitel widmet. Der Versuch des Vaters, den Sohn nach seinem Willen zu formen, sei in einer Zeit, da Erziehung nicht die Förderung individueller Anlagen und Neigungen zur Heranbildung einer eigenständigen Persönlichkeit, sondern die funktionale Vorbereitung auf die spätere soziale Rolle bedeutete, nur zu sehr ein traditionelles Moment. Ihre Dramatik gewinne die Jugend Friedrichs aber dadurch, daß sich in ihr der gesamte Zwiespalt der Zeit widerspiegele, das Aufeinandertreffen und Nebeneinanderstehen von Moderne und Tradition, verkörpert in den Gestalten von Vater und Mutter. Auf einer tieferen, persönlichen Ebene gerate sie gar zum spiegelverkehrten Abbild der inneren Zerrissenheit Friedrich Wilhelms I. selbst.

Auch die Jugend des Prinzen Heinrich, die im 3. Kapitel thematisiert wird, sei in einer ohnehin für das ganze Leben typischen Parallelität zur Biographie des älteren Bruders vom Widerspruch zwischen Freiheit und Pflicht geprägt. Friedrich, der 1740 als Haupt des Hauses Hohenzollern für den vierzehn Jahre jüngeren Bruder in die Vaterrolle geschlüpft sei, habe bei der Heranbildung Heinrichs der konventionellen Methode der Erziehung zum Dienst vor der gleichwohl nach Meinung des Autors möglichen Alternative, die die Förderung der in dem eigenen Wesen ähnlichen Charakter des Bruders angelegten Neigungen stärker akzentuiert hätte, den Vorzug gegeben. Die dabei dem jüngeren Bruder zugemuteten Entbehrungen habe der König aber, anders als sein Vater seinerzeit bei ihm, durch materielle Großzügigkeit wettzumachen versucht.

Die Tragik des Verhältnisses der Brüder zueinander streift Graf von Krockow erstmals im 4. Kapitel, das die Zeit des Siebenjährigen Krieges behandelt. Ohne auf die gerade zur Jahrhundertwende recht heftig geführte Diskussion um die konträren militärstrategischen Konzeptionen Friedrichs und Heinrichs näher einzugehen, vertritt der Autor die letztlich wohl auf Richard Schmitts 1885/97 erschienene Abhandlung »Prinz Heinrich von Preußen als Feldherr im Siebenjährigen Kriege« zurückgehende These, erst das Zusammenwirken beider, die gleichzeitige Anwendung der als gleichwertig angesehenen Systeme der Kriegskunst habe neben dem russischen Bündniswechsel den preußischen Staat vor schlimmerem bewahrt. In Graf von Krockows stärker die menschlichen Seiten des Problems beleuchtender Analyse liegt der Akzent freilich auf der Herausarbeitung der sich von nun an fast schicksalhaft entwickelnden Unfähigkeit beider Brüder, ihr im Grunde unbedingtes Aufeinander-Angewiesensein nicht nur in militärischer Hinsicht zu erkennen.

Als Einführung in die Darstellung der Rheinsberger Jahre Friedrichs und Heinrichs in den folgenden Abschnitten gibt der Verfasser zunächst eine in enger Anlehnung an Andrew Hamiltons Rheinsberg Buch von 1882/83 gehaltene Baugeschichte des Schlosses im Ruppiner Land, um sich anschließend (6. Kapitel) zuerst der Zeit des Kronprinzen Friedrich in Rheinsberg zuzuwenden.

Deren hervorstechendstes Merkmal sei eine innere Verkrampftheit gewesen, deren Wurzeln in dem eigenartigen Zustand des Prinzen zwischen zwar überwachter, aber gleichwohl real erlebbarer Freiheit als nun der väterlichen Obhut auch räumlich weiter entfernter Vorstand eines eigenen Haushaltes und dem instinktiven Sich-Vorbereiten auf den stetig näherrückenden Tag des Herrschaftsantrittes mit den dann zu gewärtigenden neuen, quasi strukturellen Fesseln lägen. Wahres Glück, innere Ruhe und Heiterkeit des Gemütes, wie Friedrich sie später rückblickend in den vier Jahren zu erkennen glaubte, seien, so der Autor, in einer solchen Atmosphäre kaum wirklich zu finden gewesen.



Ein sehr anschauliches Bild der Rheinsberger Zeit des Prinzen Heinrich zeichnet der Autor im folgenden 7. Kapitel. Bleibt die Darstellung der äußeren Lebensführung Heinrichs abermals noch stark Hamilton verpflichtet, gelingt in stärker deutenden Passagen die Vermittlung der Ambivalenz des Hofes eines nicht-regierenden Angehörigen des Herrscherhauses. Einerseits könne ein solcher Hof, wie dies bei Heinrichs Rheinsberg auch tatsächlich der Fall war, als Sammelbecken Unzufriedener, als Hort der Fronde gegen den Souverän, eine politische Dimension erlangen, andererseits sei die dortige Hofkultur, viel stärker als dies bei einem regierenden Monarchen gerade im Absolutismus möglich gewesen wäre, vom persönlichen Geschmack des Hausherrn geprägt, direktes Abbild seiner Vorlieben und Neigungen. Exemplarisch für beide Aspekte in Rheinsberg hebt der Autor sowohl die mit der ständischen Ordnung Preußens kontrastierende Offenheit des Hofes, die sich u. a. in der Zulassung an sich nicht hoffähiger Personenkreise an offiziellen Veranstaltungen zeige, wie auch die elitäre Dominanz französischer Lebensart, die direkt der unbedingten Partizipation Heinrichs an der exklusiven, verfeinerten Kultiviertheit des Rokoko entsprungen sei, hervor.

Das öffentliche Wirken des Prinzen vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zu seinem Tod 1802 steht im Mittelpunkt des Folgekapitels. Dem Autor geht es dabei aber weniger um eine Würdigung der Aktivitäten Heinrichs, die nur sehr knapp skizziert werden, als um das erneute Aufzeigen der Verkettung des Schicksals des Prinzen mit dem seines königlichen Bruders. Denn nach dem 1786 erfolgten Ableben Friedrichs des Großen sei ausgerechnet Heinrich in den Augen der Zeitgenossen zum Symbol der friderizianischen Preußen geworden, habe sich die Rolle des Prinzen als Opponent der königlichen Politik nun seines Neffen Friedrich Wilhelm II., jetzt freilich aus einer »friderizianischen« Perspektive heraus, fortgesetzt. Mit wachsender Distanz zum Hof des »Vielgeliebten« seien nicht nur Pläne wie das ausdrücklich erwähnte Projekt, Heinrich zum »König« der neu gegründeten Vereinigten Staaten von Amerika zu küren, in den Bereich des Möglichen gerückt, sondern der direkte Bezug des Prinzen zum verstorbenen Bruder und seiner Zeit sei immer deutlicher hervorgetreten. Sei das Verhältnis zu Friedrich von einer Haßliebe geprägt gewesen, die ihren Niederschlag noch im 1791 eingeweihten Denkmal für die Helden des Siebenjährigen Krieges im Rheinsberger Schloßpark gefunden habe, da dort alle diejenigen berücksichtigt wurden, die, wie Heinrich auch von sich selbst meinte, von der Sonne des Bruders verdunkelt wurden, habe es seinerzeit für den Prinzen aber immerhin, bei allen Konflikten und Problemen, noch Möglichkeiten der politischen Einflußnahme gegeben. Friedrich Wilhelm II. hingegen habe keinerlei Einmischung des Onkels in Regierungssachen mehr zugelassen, Heinrich sei, mehr noch unter Friedrich Wilhelm III., zum bloßen Relikt vergangener Zeiten geworden.

Im 9. Kapitel versucht Graf von Krockow die menschlichen Beziehungen der Brüder zueinander im Überblick zu analysieren, geht dabei aber leider nur von der Person des Königs aus. Dieser sei durch den fundamentalen Liebesentzug in seiner Jugend zu einer immer stärker hervortretenden Verbitterung und Menschenverachtung gelangt, die schließlich in einem fast schon in die Nähe des psychopathologischen gerückten Neid auf das vermeintliche Glück anderer gipfelte. Friedrich habe versucht, Heinrich, in dem er einen ihm, was die Grundstruktur der Persönlichkeit anbelangt, wesensgleichen Menschen durchaus erkannt habe, innerlich zu brechen, um es nicht ertragen zu müssen, den Bruder als eine Art glücklichere Version seiner selbst vor Augen zu haben. Die latente Opposition des Prinzen zum König resultiere aus einer Art instinktiver Abwehr dieser Kräfte, die seine Persönlichkeit zu zerstören trachteten.

Das Schlußkapitel wendet sich als Zusammenfassung und Abstraktion dem Phänomen des klassischen Preußen in seiner Gesamtheit zu, verstanden als die Zeitspanne zwischen 1713 und 1786. Die Neudefinition der Königswürde als Amt, das von seinen Inhabern hohe Leistungsbereitschaft und unbedingte Pflichterfüllung verlange, schränke nicht nur die



Übertragbarkeit des preußischen Herrschaftssystems als Modell für andere Staaten ein, da Ausnahmeerscheinungen auf dem Thron in ihm zur Regel erhoben werden, die Aushöhlung des eigentlichen Königsgedankens im unnatürlichen Zusammenzwingen von Erb- und Leistungsprinzip habe die Entwicklungsfähigkeit des Systems unter weniger begabten Herrschern sehr schnell an seine Grenze geführt. So betrachtet erscheint dem Autor die von Bismarck vollzogene Reichseinigung als »Flucht nach vorne«, als letzter Versuch, die Erstarrung des Systems in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts aufzubrechen.

Das vorliegende Buch zeichnet sich durch eine hervorragende Lesbarkeit und eine außergewöhnliche Intensität der Präsentation aus. Dem Autor gelingt es anschaulich, das komplexe Verhältnis der preußischen Brüder Friedrich und Heinrich einfühlsam und mit Anteilnahme darzustellen.

Leider beschränkt er sich auf die Analyse der rein menschlichen Beziehungen und klammert die vielfältigen politischen Implikationen nahezu aus. Das äußerst negative Friedrich-Bild dürfte hier, also in der Vernachlässigung der Rolle des älteren der Brüder als souveräner Herrscher, der nicht zu unterschätzenden Handlungszwängen unterlag, eine seiner Wurzeln haben. Zudem gelingt dem Verfasser lediglich bei der Gegenüberstellung der Erziehungswege, die noch am ehesten strukturell angelegt ist, ein wirklicher Vergleich, ansonsten neigt er dazu, den Prinzen Heinrich weniger aus sich selbst heraus als vielmehr in Bezug zur Person des Königs zu sehen.

Trotzdem ist es dem Autor gelungen, eine interessante Konstellation in äußerst anregender Form auf der Grundlage einer Auswahl der wichtigsten Titel der älteren und mithin doch schwieriger greifbaren Literatur darzulegen und auf farbige Weise die ansonsten doch zu sehr vernachlässigte Gestalt des Prinzen Heinrich wieder einem, wie zu hoffen bleibt, weiteren Leserkreis vorzustellen.

Bernhard MUNDT, Ludwigshafen

Johannes KUNISCH (Hg.), *Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg*, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1995, 1054 p. (Bibliothek der Geschichte und Politik, 9).

En conclusion de sa »Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland« Archenholtz affirme que cette guerre eut l'heureux effet de permettre à l'Allemagne d'oublier les humiliations que lui avait infligées l'hégémonie de la France et de prendre un extraordinaire essor culturel et littéraire, ce qu'en 1811 confirma Goethe en insistant sur le rôle de Frédéric II, véritable figure de proue de la nouvelle Allemagne. Dès lors la collection devait consacrer un volume à cette période. Le choix des documents dépend naturellement du but poursuivi par l'éditeur, J. Kunisch, bien connu comme spécialiste de l'absolutisme et de la Prusse frédéricienne. En mettant l'accent sur »Aufklärung«, le sous-titre du volume en marque en même temps les limites: l'éditeur ne cherche pas à montrer par des extraits de lettres et d'autobiographies les réactions immédiates des habitants des différents pays de l'Empire face aux sollicitations patriotiques ou aux souffrances infligées par les armées ennemies ou alliées, aspects déjà exploités par K. Schwarze (1936), mais à donner une idée du débat suscité à l'époque. Bien des gens qui jusqu'alors ne s'étaient pas sentis concernés par les entreprises militaires de leurs dynastes, se sentaient interpellés par cette guerre, d'autant plus qu'elle risquait de remettre en cause l'existence même de la Prusse avant de lui assurer une place parmi les grandes puissances et de créer un nouvel équilibre en Europe, tout aussi instable que le précédent. Il y a cependant une grande différence entre les textes retenus, non seulement quant au style (pathétique, descriptif ou »Kanzleistil« avec ses circonvolutions alambiquées) et au genre – essai, libelle, manifeste et histoire –, auxquels l'éditeur accorde une certaine importance, ou à la date de parution: bien qu'elle n'ait été publiée qu'entre 1789